

Die Apriorität des Kausalitätsbegriffes bei Schopenhauer

Hausarbeit im Masterstudium „Philosophie im europäischen Kontext“ an der Fernuniversität in Hagen

Modul III: Prinzipienfragen

Autor: Uwe Mylatz

Matrikel-Nr.: 5278260

Datum: 24.5.2011

Prüfer: Dr. Daniel Schubbe

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	3
Der Satz vom zureichenden Grunde.....	3
Einordnung in das Gesamtwerk.....	4
Einflüsse	5
Die erste Klasse von Objekten.....	6
Kausalität.....	6
Beweis der Apriorität des Kausalitätsbegriffs.....	8
Entstehung von gegenständlichen Vorstellungen.....	9
Weitere Themen.....	11
Kritik.....	12
Ergänzungen.....	12
Problematische Begriffsverwendung.....	14
Zellerscher Zirkel und Gehirnparadox.....	16
Lösungsmöglichkeiten für den Zellerschen Zirkel.....	18
Fazit.....	18
Literatur.....	24

Einleitung

In dieser Hausarbeit soll hauptsächlich der Kausalitätsbegriff in Arthur Schopenhauers Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ behandelt werden. Meiner Arbeit liegt nicht die Dissertation aus dem Jahre 1813, sondern die überarbeitete Auflage aus dem Jahre 1847 zugrunde.

Ich möchte beschreiben, wie Schopenhauer die Kausalität begründet, vor allem ihre Apriorität. Dabei möchte ich auch die Widersprüche ansprechen, in die sich Schopenhauer verstrickt. Diese Widersprüche, die z.B. Eduard Zeller entdeckt hat, werden heute unter anderem mit dem Begriff Gehirnparadox bezeichnet. Auf Schopenhauers Kritik an Kant werde ich aus Platzgründen nicht weiter eingehen.

Die Arbeit ist aus einem Referat entwickelt worden, das im Seminar „Arthur Schopenhauer: Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ von Dr. Daniel Schubbe im Februar 2011 in Hamburg angeboten wurde und nimmt aus diesem Seminar viele Anregungen auf.

Der Satz vom zureichenden Grunde

Schopenhauer schrieb im Jahre 1813 seine Dissertation „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“. In dieser Schrift formuliert Schopenhauer seine Erkenntnistheorie. Er sieht diese Schrift als Grundlage für seine weiteren Werke, vor allem für sein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Im Jahr 1843 überarbeitet er seine Dissertation für eine Neuauflage.

Schopenhauer behandelt in seiner Schrift den Satz vom zureichenden Grunde. Er sieht den Satz als eine zentrale Grundlage des Denkens und der Metaphysik. Am Anfang seiner Schrift behandelt er die Formulierung und Verwendung des Satzes in der bisherigen Philosophie, von der Antike bis in seine Zeit.

Dabei kritisiert Schopenhauer, dass den Prinzipien der Homogenität und der Spezifikation nicht genügend Rechnung getragen wurde. Man muss die Gemeinsamkeit des Prinzips, aber auch seine verschiedenen Ausprägungen beachten.

Das Prinzip besagt, dass alles einen Grund hat: „Nihil est sine ratione cur potius sit. Nichts ist ohne Grund warum es sei.“¹ Das Prinzip besagt, dass die Mannigfaltigkeit, das Zerstreute und Auseinanderliegende wieder vereinigt wird durch das Verhältnis von

1 G S. 12

Grund und Folge.

Aber dieses Prinzip tritt in unterschiedlichen Seinsbereichen und damit in unterschiedlichen Ausprägungen auf. Das wurde in der Sicht Schopenhauers von den Philosophen vor ihm nicht oder nicht genügend beachtet. Vor allem wurde der Erkenntnisgrund immer wieder mit der Ursache verwechselt, und dies nach Schopenhauer nicht immer unbeabsichtigt. Solche Verwechslungen führten zu Sophistereien, wie z.B. dem ontologischen Gottesbeweis.

Es gibt für Schopenhauer vier Bereiche, in denen sich der Satz vom zureichenden Grund zeigt:

1. Ursache und Wirkung: Das Kausalitätsgesetz gilt in der empirischen Welt und ist eine Funktion des Verstandes.
2. Erkenntnisgrund: Begründungen verbinden Sätze zu Schlüssen und sind ein Vermögen der Vernunft.
3. Grund des Seins: Es handelt sich um geometrische und arithmetische Zusammenhänge, welche sich der reinen Sinnlichkeit erschließen.
4. Handlungsgrund: Motive gehören zum Willen. Das Vermögen ist das Selbstbewusstsein.

Einordnung in das Gesamtwerk

Die Dissertation und die überarbeitete Auflage können als erkenntnistheoretische Grundlage angesehen werden. Das birgt aber die Gefahr, Spannungen und die Unterschiedlichkeit verschiedener Ansätze in Schopenhauers Werk zu übersehen.

Zwar sagt Schopenhauer, dass die ganze Welt unsere Vorstellung ist und dem Satz vom zureichenden Grund unterliegt. Und im ersten Teil von „Die Welt als Wille und Vorstellung“ werden die Erkenntnisse der Dissertation wieder aufgenommen. Aber die übrigen Teile des Hauptwerks zeigen eine andere Sicht auf die Welt. Im zweiten Teil von „Die Welt als Wille und Vorstellung“ entwickelt Schopenhauer seine Willensmetaphysik, im dritten die Ästhetik und im vierten die Ethik.

Hier wird eine andere Sicht der Welt aufgezeigt. Aus dieser Perspektive stehen die Gegenstände dem Subjekt nicht mehr als bloße Objekte gegenüber, sondern sie gehen das Subjekt an. Das Subjekt ist vertraut mit ihnen auf eine Weise, die sich nicht objektiv und neutral beschreiben lässt, sondern die auf eine innere Verbindung hinweist.

So ist der Wille kein fremdes Objekt, das uns nicht weiter angeht. Das ästhetische Objekt sehen wir in seinem Wesen, als Idee. Und in der Ethik lässt uns das Mitleid erfahren, dass der andere Mensch kein Objekt ist, sondern in Wirklichkeit nicht von uns abgetrennt ist. Auf der höchsten Stufe des ethischen Erlebens schließlich erlebt der Heilige oder Erleuchtete, dass es keine Trennung von Subjekt und Objekt gibt, dass solch eine Trennung nur ein Schein, eine Täuschung ist.

Somit beschreibt die Erkenntnistheorie nicht das gesamte Feld des menschlichen Erlebens, sondern nur einen Ausschnitt. Es wird in ihr das wissenschaftliche Denken, zu dem auch das technisch-handwerkliche Operieren gehört, durch das sich der Mensch in der Welt zurechtfindet und orientiert, thematisiert. Andere Bereiche werden durch die Erkenntnistheorie nicht angemessen beschrieben.

Einflüsse

Schopenhauer bezeichnet sich als Nachfolger von Kant. Er steht in der Tradition der Transzendentalphilosophie und verteidigt Kant gegen Kritiker und vor allem gegen Philosophen des deutschen Idealismus wie Hegel, Fichte, Schelling usw., die nach Schopenhauers Ansicht die zentralen Erkenntnisse Kants auf den Kopf stellen und sich zu Unrecht auf Kant berufen.

Allerdings ist Schopenhauer wohl doch kein reiner Transzendentalphilosoph. Denn er argumentiert an vielen Stellen materialistisch. Somit verbindet sich bei ihm (transzendentaler) Idealismus mit Empirismus. Diese Verbindung führt zu Spannungen und Widersprüchen. Der Idealismus Schopenhauers betrachtet die Welt als Vorstellung des Menschen, aber dieser Mensch wird nicht als körperloses transzendentes Subjekt angesehen, sondern als biologisches Wesen, das ein Teil der materiellen Welt ist. Die Welt geht nicht im Subjekt auf, aber sie geht dem Subjekt auf.

Indem Schopenhauer die Leiblichkeit des Menschen thematisiert, erweist er sich als ein Philosoph, der mit einem Fuß in der Moderne steht. Aber mit dem anderen steht er noch in der Tradition der früheren Metaphysik. Diese metaphysischen Wurzeln zeigen sich z.B. in seiner Wortwahl, die sich an seinen philosophischen Vorgängern orientiert.

Ferner ist Schopenhauer auf der Höhe der damaligen Naturwissenschaft gewesen. Er hat Naturwissenschaften studiert und orientiert sich am mechanistischen Weltbild seiner Zeit. Ein Korrelativ dazu ist der Einfluss von Goethe.

Ein weiterer wichtiger Einfluss sind auf jeden Fall neben der abendländischen Philosophie und religiösen Literatur die indischen religiösen Schriften des Hinduismus und Buddhismus. Zur Zeit Schopenhauers wurden Schriften aus den indischen Sprachen (z.B. Sanskrit und Pali) ins Deutsche übersetzt. Diese Schriften haben auf Schopenhauer einen großen Eindruck gemacht, vor allem die Upanishaden und die Lehren Buddhas.

Die erste Klasse von Objekten

Das Kausalitätsgesetz nimmt einen relativ großen Teil der Schrift ein. Die Behandlung erstreckt sich von §17 bis §25.

In §17 sagt Schopenhauer, dass die Ursache die Ausprägung des Grundes ist, die auf die „anschaulichen, vollständigen, empirischen Vorstellungen“² anwendbar ist. Diese bilden die erste von vier Klassen von Objekten.

Anschaulich bedeutet, dass die Vorstellungen nicht abstrakt, begrifflich sind, sondern räumlich und zeitlich. Dabei sind Raum und Zeit genau wie bei Kant nicht empirisch gegeben, sondern a priori. Sie sind reine Anschauungsformen, die als Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung Voraussetzung sind für Wahrnehmung und Objektivität.

Vollständig bedeutet, dass die Vorstellungen materialen Gehalt haben, nicht leer sind.

Empirisch sind die Vorstellungen, da sie durch Sinnesempfindungen angeregt werden.

In §18 sagt Schopenhauer, dass in der empirischen Vorstellung Raum und Zeit erfüllt sind durch Materie, und dass empirische Vorstellungen nur in der Zeit nicht möglich sind, weil dann nichts zugleich sein kann, und dass ohne Zeit kein Wechsel möglich ist. Nur durch die Vereinigung von Raum und Zeit durch den Verstand ist die empirische Realität möglich, allerdings nur für uns.

Kausalität

In §20 geht Schopenhauer auf das Gesetz der Kausalität ein. Es ist die Gestalt, in der der Satz vom zureichenden Grunde in der Klasse der Gegenstände der empirischen Erfahrungswelt auftritt, als Satz vom zureichenden Grunde des Werdens: Principium rationis sufficientis fiendi.

Schopenhauer betont, dass Kausalität nicht mit Erkenntnisgrund verwechselt werden darf und dass Kausalität nur auf Veränderungen in der empirischen Welt bezogen

2 G S. 41

werden darf.

Das Kausalitätsgesetz sagt, dass ein Zustand Wirkung eines vorherigen Zustandes ist. Es geht nicht um die Existenz von Gegenständen, sondern um Änderung von Zuständen der Gegenstände. Dabei wirken nicht Dinge aufeinander, sondern Zustände sind Ursachen für zeitlich folgende Zustände.

Neben Gegenständen, Veränderungen und Zuständen werden noch Naturkräfte, Naturgesetze und Materie aufgeführt.

Veränderungen werden von Naturkräften bewirkt, diese unterstehen Naturgesetzen. Die Naturkräfte und die Naturgesetze sind für Schopenhauer unwandelbar.

Grundlage aller Veränderungen ist die Materie, die sich selber nicht verändert, sondern beharrt. Schopenhauer bezeichnet die Materie als Substanz und als das Prinzip der Wirksamkeit selber: „und die Materie ist durch und durch lautere Kausalität: ihr Wesen ist das Wirken überhaupt.“³ Dabei ist anzumerken, dass dieser Materiebegriff so gut wie inhaltsleer ist. Schopenhauer orientiert sich damit noch am Substanzbegriff der Metaphysik. Es liegt die Frage nahe, ob er nicht auch genauso gut auf diesen Begriff hätte verzichten können.

Schopenhauer beschäftigt sich weiter mit dem kosmologischen Gottesbeweis. Danach muss es eine erste Ursache geben, mit der die Kette von Zuständen beginnt. Schopenhauer kritisiert den Beweis. Er sagt, dass das Kausalitätsgesetz ohne Ausnahme gilt und dass ein Ende der Gründe willkürlich ist. Wenn es einen ersten Grund gäbe, dann hätte der in der Zeit davor immer bestanden. Dann hätte er aber schon vorher die Wirkung verursachen können bzw. müssen.

Hierzu drei kritische Bemerkungen:

1. Schopenhauer geht davon aus, das man gar nicht anders denken kann, als dass jeder Zustand eine Ursache haben muss. Es gibt aber viele Menschen, die nicht von der Zwangsläufigkeit des Kausalnexus überzeugt sind, z.B. an Wunder glauben.
2. Die heutige Naturwissenschaft geht sogar davon aus, dass das Kausalgesetz nicht durchgängig gilt. Die Quantentheorie geht davon aus, dass viele Ereignisse spontan geschehen. Z.B. ist die Halbwertszeit von radioaktiven Isotopen nur ein statistischer Wert. Für ein einzelnes Atom gibt es keinen Grund, warum es zu

3 G S. 104

einer bestimmten Zeit zerfällt.

Man könnte auch an die Chaostheorie denken, allerdings ist die im allgemeinen deterministisch. In der Chaostheorie werden Systeme betrachtet, deren Verhalten zwar deterministisch festgelegt ist durch exakte Gesetze, bei denen aber eine noch so kleine Änderung in den Anfangsbedingungen zu einem gänzlich unterschiedlichen Ausgang führen kann. Z.B. ist ein Zweikörperproblem beliebig exakt berechenbar, aber ein Dreikörperproblem prinzipiell nicht.

3. Es gibt auch einen mathematischen Einwand (den ich in Bezug auf den kosmologischen Beweis bisher noch nicht woanders gelesen habe). Ein Zeitstrahl kann topologisch⁴ unten offen sein. Wenn z.B. die Veränderungen in einem Zeitpunkt A beginnen, wir aber diesen Zeitpunkt aus dem Zeitstrahl entfernen, dann gibt es keinen ersten Zeitpunkt. Obwohl die Veränderungen erst nach diesem Zeitpunkt A beginnen, hat jeder Zustand einen vorhergehenden Zustand. Man muss also bei einem zeitlichen Beginn einer Reihe von Ereignissen nicht davon ausgehen, dass es einen ersten Zustand geben muss. Hierbei muss allerdings noch die Kontinuität des Zeitpfeils vorausgesetzt werden, also dass es zwischen zwei verschiedenen Zeitpunkten immer mindestens einen dazwischen gibt. Diese Voraussetzung macht Schopenhauer ausdrücklich in §25.

Beweis der Apriorität des Kausalitätsbegriffs

Schopenhauer beweist in §21 die Apriorität des Kausalitätsgesetzes. Dabei geht er auf eine widersprüchlich scheinende Weise vor. Er beweist die Apriorität des Kausalitätsbegriffes empirisch. Trotzdem ist der Begriff selber nicht empirischer Natur.

Sein Beweis ist schnell dargestellt. Die Sinnesempfindungen sind roh und geben keine Anschauung von einer objektiven Realität im Raum.⁵ Da wir aber eine Welt mit räumlichen Gegenständen sehen, muss diese in dieser Form durch unsere Subjektivität entstehen. Nach Schopenhauer kann die Gegenständlichkeit nur dadurch zustande kommen, dass der Verstand erst die Sinnesempfindungen auf eine Ursache außerhalb zurückführt.⁶ Dies macht der Verstand intuitiv, nicht diskursiv.⁷

4 Die Topologie ist eine mathematische Theorie, die Geometrien ohne Abstands begriff und ohne Winkel definiert. Wichtige Begriffe sind dabei offene und abgeschlossene Mengen.

5 G S. 69

6 G S. 69

7 G S. 69

Kurz gefasst: Weil Gegenständlichkeit den Kausalitätsbegriff in unserem Verstand für ihr Zustandekommen voraussetzt, kann die Vorstellung der Kausalität nicht erst durch Erfahrung entstehen. Die Erfahrung ist ja selber ein Produkt der Anwendung des Kausalitätsbegriffs.

Ein weiteres Argument nennt er auf Seite 68: Wenn die Vorstellung der äußeren Welt ohne Verstand entstanden wäre, warum sollte in ihr die Kausalität mit Notwendigkeit gelten? Dabei geht Schopenhauer allerdings von dem Gedanken aus, dass wir die Welt notwendig kausal sehen, dass wir alle immer das Kausalitätsgesetz als notwendig erachten. Das entspricht sicherlich dem Denken der damaligen Physik, dem mechanistischen Weltbild, aber nicht dem Denken aller Menschen.

Entstehung von gegenständlichen Vorstellungen

Das Hauptargument für die Apriorität des Kausalitätsbegriffs ist bei Schopenhauer, dass die Sinnesempfindungen so roh sind, dass in ihnen eine Vorstellung einer gegenständlichen, räumlichen Welt noch gar nicht enthalten sein kann. Die Gegenständlichkeit und Raumvorstellung kommt erst durch den Verstand zustande. Dass dies so ist, zeigt Schopenhauer durchaus empirisch. Er stellt dar, welche Verstandesoperationen nötig sind, um aus dem Rohstoff der Empfindungen Erfahrungen zu machen.

Für die räumliche Anschauung sind Gesicht und Getast verantwortlich (G S. 70). Die anderen drei Sinne geben nur den Hinweis auf das Dasein von Gegenständen, aber nicht auf räumliche Form und Aussehen.

Der Tastsinn gibt einen guten Eindruck von räumlicher Form (G S. 71).

Das Gesicht zeigt durch die Retina nur „den Eindruck des Hellen und Dunkeln, nebst ihren Zwischenstufen, und den der eigentlichen Farben.“ (G S. 74)

Allerdings gibt die Retina durch die Sinnesempfindungen zwei Hinweise auf Räumlichkeit:

1. Farbflecken liegen flächig nebeneinander. „Diese besteht darin, daß, erstlich, die Retina , als Fläche, ein Nebeneinander des Eindrucks zuläßt“ (G S. 75)
2. Die Retina hat die Fähigkeit, die Richtung der Lichtstrahlen zu erkennen. „daß die Retina die Fähigkeit besitzt, auch die Richtung, in der sie vom Lichte getroffen wird, unmittelbar mit zu empfinden“ (G S. 75) Diesen Punkt halte ich

allerdings für fragwürdig.

Danach beschreibt Schopenhauer, welche Operationen der Verstand an den optischen Sinnesempfindungen vornimmt, um zu räumlichen und gegenständlichen Vorstellungen zu kommen.

1. Der Verstand kehrt zunächst das umgedrehte Bild auf der Retina wieder um. (G S. 75) Schopenhauer schreibt „Das Erste, was er thut, ist, daß er den Eindruck des Objekts, welcher verkehrt, das Unterste oben, auf der Retina eintrifft, wieder aufrecht stellt.“ und „[...] und Alles umgekehrt ist, nur der Verstand nicht.“

Es ist richtig, dass durch den Glaskörper des Auges die Lichtstrahlen seitenverkehrt auf die Sehzellen der Retina gelenkt werden. Was links liegt, wird auf der rechten Seite abgebildet und umgekehrt. Das gleiche gilt für oben und unten. Aber dass das Bild vom Verstand umgedreht werden muss, halte ich nicht nur für sehr fragwürdig, sondern für absurd. Ich werde aber in meiner Kritik näher darauf eingehen.

2. Die beiden Bilder der Augen werden als eines gesehen. Dafür werden bestimmte Bildpunkte der beiden Retinas als identisch oder äquivalent angesehen (G S. 76).
3. Der Verstand nutzt Hell-Dunkel-Abschattungen und perspektivische Informationen durch Linien (G S. 82).
4. Der Verstand bestimmt die Entfernung von Objekten durch die Sehwinkel. Damit sind die Winkel gemeint, die ein Objekt im Ausschnitt des Gesichtskreises einnimmt. Allerdings nimmt ein großes Objekt in großer Entfernung vielleicht den gleichen Winkel ein wie ein kleineres Objekt in geringerer Entfernung. Deshalb ist zusätzlich die Abschätzung der Größe des Objektes erforderlich.

Die Entfernung wird aufgrund von vier Kriterien eingeschätzt (G S. 84):

1. Anpassung der Augenlinse (Brechung, *mutationes oculi interna*e). Das wird heute Akkommodation genannt. Diese ist nur auf kleinerer Entfernung anwendbar. (G S. 86)
2. Winkel der Augenachsen. Durch den optischen Winkel merken wir, wie weit das Objekt entfernt ist (G S. 87). Der Winkel wird heute Konvergenz genannt. Ist die Konvergenz 0, so schauen wir mit parallel ausgerichteten

Augenachsen ins Unendliche. Je näher ein Objekt liegt, desto größer ist der Winkel zwischen den Augenachsen, also die Konvergenz.

3. Weit entfernte Objekte werden durch die Atmosphäre unscharf und bläulich gesehen. Das nennt Schopenhauer Luftperspektive (G S. 87), man spricht heute auch von Fernfarben.
4. Ferner ist eine Schätzung der Entfernung durch Wissen über die Größe der Objekte und durch Anordnung der Dinge hintereinander (Überdeckungen) möglich. Deshalb ist die Schätzung der Entfernung in vertikaler Richtung schwieriger (G S. 88).

Diese Operationen werden unreflektiert im Verstand ausgeführt. Deshalb bleibt bei optischen Täuschungen die Täuschung bestehen, selbst wenn die Vernunft die Ursache einsieht (G S. 90).

Es wird immer eine Ursache gesucht, zuerst im Verhältnis zwischen Leib und äußeren Körpern, woraus objektive Erfahrung hervorgeht, dann zwischen Objekten der Welt. (G S. 98)

Von den 12 Kategorien Kants entspringt nur die Kausalität der Tätigkeit des Verstandes. Alle anderen Kategorien sind für Schopenhauer überflüssig. (G S. 98)

Empirische Erfahrung erfordert schon Anwendung des Kausalgesetzes, deshalb beruht Einsicht in die Kausalität nicht auf empirischer Erkenntnis. (G S. 101)

Schopenhauer hat damit die Unabhängigkeit des Kausalbegriffes von der Erfahrung bewiesen. Kants Beweis ist dagegen nach Schopenhauer falsch. (G S. 102)

Weitere Themen

Kritik an Kant: Kant hat die Abhängigkeit der Erfahrung vom Kausalitätsbegriff nicht gesehen. So kommt dieser erst in den Paralogismen vor (4. Paralogismus der transzendentalen Psychologie). Er hat den Übergang von der Erscheinung zum Ding an sich, aber nicht die Entstehung der Erfahrung vor Augen gehabt. (G S. 102)

Schopenhauer kritisiert, dass Kant die Erfahrung unmittelbar sein lässt und das Kausalgesetz erst im Denken auftaucht. Kant kommt erst zum Kausalgesetz, wenn er nach dem Ding an sich hinter der Erscheinung fragt. Kant siedelt das Kausalgesetz in der Reflexion an. Empirische Anschauung ist bei Kant Sache der Sinne. (G S. 102)

Vom unmittelbaren Objekt (§22): Auch der Leib wird erst von Sinnesempfindungen

ausgehend konstruiert.

Vom Mißbrauch des Gesetzes der Kausalität (§24): Missbrauch des Begriffes liegt vor, wenn man ihn nicht auf Veränderungen anwendet.

Die Zeit der Veränderung (§25): Veränderungen sind kontinuierlich und allmählich. Zwischen zwei Zuständen gibt es unendlich viele Zwischenzustände.

Kritik

Ergänzungen

Richtig ist, dass die sinnliche Wahrnehmung eine enorme Leistung des Gehirns (des Verstandes) über die bloße Sinnesempfindung hinaus erfordert. Schopenhauer hat dabei viele Leistungen des Gehirns noch gar nicht berücksichtigt:

1. Stereosehen: Schopenhauer hat noch nicht darauf hingewiesen, dass sich die beiden Bilder der Augen bei nahen Gegenständen leicht unterscheiden, da sie aus verschiedenen Perspektiven entstehen. Das menschliche Gehirn hat die Fähigkeit, nicht nur zwei gleichartige Bilder zur Deckung zu bringen, sondern sogar aus zwei unterschiedlichen Bildern ein räumliches Bild zu machen (Fusion). Dieses Bild kann nur ein räumliches sein, da das linke und rechte Bild in der Fläche nicht zur Deckung gebracht werden können. Dieser Effekt wird heute im Film und in der Fotografie verwendet, um einen dreidimensionalen Eindruck zu vermitteln (Stereoskopie). Dabei werden den Augen getrennte Bilder zugeführt, eins das linke Auge, eins für das rechte. Die Trennung der beiden Bilder wird durch verschiedene Techniken bewirkt. Das Anaglyphenverfahren verwendet unterschiedlich gefärbte Brillengläser, die die Bildinformation für jeweils ein Auge herausfiltern. Das Polarisationsverfahren verwendet polarisiertes Licht, das ebenfalls durch Brillengläser gefiltert wird. Das Shutterverfahren schaltet blitzschnell abwechselnd die Brillengläser dunkel, so dass immer nur ein Auge das richtige Bild sieht. Es gibt ebenfalls Verfahren, bei denen keine Brille nötig ist (Autostereoskopie).
2. Tiefenwahrnehmung durch Bewegungsparallaxe: Wenn wir uns bewegen oder den Kopf drehen, bewegen sich relativ zu uns nahe Gegenstände schnell, entfernte dagegen langsam. Dies gibt einen starken Eindruck von Entfernungen. Wir als Jäger verlassen uns schon sehr auf Stereosehen und Konvergenz. Aber

Beutetiere, deren Augen mehr seitlich angeordnet sind, haben nur einen kleinen Gesichtsbereich, in dem sich die beiden Bilder der Augen überschneiden. Sie sind stärker auf die Bewegungsparallaxe angewiesen.

3. Blinder Fleck: Jedes Auge hat ca. 15 Grad vom Zentrum der Retina entfernt eine Stelle, an der Nerven und Adern durch die Retina führen. An dieser Stelle befinden sich keine Sehzellen. Wir müssten also, wenn wir uns ein Auge zuhalten, mit dem anderen einen schwarzen Fleck sehen. Das ist aber nicht der Fall. Dies liegt daran, dass in der Wahrnehmung der Fleck „retouchiert“ wird. Sehen wir eine grüne Fläche, so wird der Fleck grün ausgefüllt und so mit jeder anderen Farbe oder mit Mustern. Es gibt allerdings optische Experimente, mit denen man sich die Existenz des Blinden Flecks vor Augen führen kann.
4. Farben: Wir sehen nur in einem engen Bereich Farben. Am Rande unseres Gesichtskreises sehen wir nur Grautöne. Das liegt daran, dass nur Zapfen Farben registrieren können und diese im Zentrum der Retina konzentriert sind. Die übrigen Sehzellen sind Stäbchen und nicht für Farbwahrnehmung empfänglich. Dass uns dies nicht auffällt, liegt wieder an der Gehirntätigkeit, die optische Eindrücke ergänzt und vervollständigt.
5. Unschärfe: Wir sehen nur in einem Bereich scharf, der der Fläche des Daumennagels bei ausgestreckter Hand entspricht. Scharfes Sehen ist nur mit der Sehgrube möglich. Diese deckt einen Sehwinkel von etwa 1,5 Grad ab. Der Sehwinkel der beiden Augen ist aber horizontal 180 Grad und vertikal 120 Grad. Trotzdem haben wir das Gefühl, scharf zu sehen. Die fehlende Scharfsichtigkeit im größten Teil unseres Gesichtskreises wird wieder durch unser Gehirn und durch das Wandern der Augen (Sakkaden) über die Szene ausgeglichen.

Es gibt noch weitere Operationen, die das Gehirn durchführt, um zu optischen Eindrücken einer gegenständlichen Welt zu kommen. Wie oben gezeigt, sind sogar Verstandesoperationen nötig, um stimmige zweidimensionale Bilder zu erzeugen. Ferner wurde durch Schopenhauer nicht behandelt, dass auch zur Gestaltwahrnehmung komplizierte Operationen des Wahrnehmungsapparats nötig sind. Man weiß aus der Neurowissenschaft und der Medizin, dass Menschen über ein intaktes optisches Wahrnehmungsvermögen verfügen können, und trotzdem nicht sehen können oder nicht in der Lage sind, bestimmte Gestalten zu erkennen. Menschen mit Gehirnschäden (durch Unfall oder Vererbung) können z.B. sehen, aber keine Gesichter erkennen. Oder

sie können sehen, aber haben keine bewusste optische Wahrnehmung. Beim Blindsehen z.B. kann ein Mensch auf optische Reize reagieren, ohne etwas bewusst sehen zu können.

Problematische Begriffsverwendung

Schopenhauer sieht die Kausalität zunächst darin, dass der Verstand die Sinnesempfindungen auf etwas außerhalb im Raume als Ursache zurückführt. Der Gegenstand, z.B. ein Tisch vor mir, wird als Ursache angesehen, meine Sinnesempfindung ist die Wirkung. Der Verstand kann aber nur von dem ausgehen, was ihm gegeben ist, also von der Empfindung. Diese wird als Wirkung betrachtet. Der Verstand geht unmittelbar und intuitiv davon aus, dass es eine Ursache geben muss. Diese ist aber nicht gegeben. Deshalb erzeugt der Verstand das, was fehlt, in seiner Vorstellung. Er erzeugt die Vorstellung eines Tisches außerhalb von mir, im Raum. Außerhalb weist dabei aber nicht auf etwas Jenseitiges, jenseits der Erfahrung, ein Ding an sich. Der Tisch ist in meiner Erfahrung, er gehört zu meiner Welt. Gerade weil er vom Verstand als Vorstellung auf Grund des Kausalitätsbegriffs erschaffen wird, ist er dem Kausalitätsgesetz unterworfen.

Allerdings ist diese Betrachtungsweise schwer nachzuvollziehen. Schopenhauer sagt in §20 vom Satz vom zureichenden Grunde des Werdens „Alle in der Gesamtvorstellung, welche den Komplex der erfahrungsmäßigen Realität ausmacht, sich darstellenden Objekte sind, hinsichtlich des Ein- und Austritts ihrer Zustände, mithin in der Richtung des Laufes der Zeit, durch ihn mit einander verknüpft.“ (G S. 48)

Also kommt das Kausalitätsgesetz zur Anwendung, wenn sich Objekte der empirischen Welt ändern. Dabei ändern sich nicht eigentlich die Objekte, sondern die Formen und Gestaltungen derselben. Ein Objekt kann unterschiedliche Zustände annehmen. Ursache ist ein Zustand eines oder mehrerer Objekte, Wirkung ist ein Zustand der Objekte zu einer späteren Zeit. Da die Veränderung viele Objekte in ihrem Zusammenwirken betreffen kann, würde man heute von einem System und seinen unterschiedlichen Zuständen sprechen. Genau genommen geht es auch nicht um Zustände, sondern Zustandänderungen. Denn ein Zustand kann nie über eine Zeitspanne unverändert bestehen, da eine Änderung dann ohne Grund erst nach dieser Zeitspanne erfolgt und nicht vorher.

Es stellt sich die Frage, ob Schopenhauer diesen Kausalitätsbegriff auf die menschliche

Wahrnehmung anwenden darf.

Erstens wird der Begriff der Kausalität dabei nicht auf Objekte der Welt angewendet. Schopenhauer geht anscheinend vom naturwissenschaftlichen Verständnis aus. Danach senden die Objekte im Raum Signale aus (z.B. Lichtstrahlen, Moleküle, Schallwellen). Diese werden von Objekten empfangen, nämlich von den Sinnesorganen, und als Sinnesempfindungen wahrgenommen. Diese Sinnesempfindungen werden dann auch noch durch das Gehirn in komplizierter Weise weiterverarbeitet. Aber dies ist die Situation, die von der Naturwissenschaft festgestellt wird. Diese ist eine hoch entwickelte, historisch entstandene Kulturleistung. Schopenhauer aber lässt den intuitiven Verstand automatisch nach der Ursache der Sinnesempfindung suchen. Die Sinnesempfindung kann aber nicht als Zustand eines Objekts angesehen werden. Dazu ist eine Reflexion darüber nötig, dass die Sinnesempfindung ein Zustand von Objekten ist. Ferner ist das Objekt, das wahrgenommen wird, kein vorhandenes in der Welt. Es wird erst konstruiert.

Zweitens fehlt für die Anwendung des Kausalitätsbegriffs die Veränderung. Ursache und Wirkung liegen zeitlich nacheinander. Die Ursache ist vor der Wirkung. Aber den Tisch sehe ich jetzt. Mein Verstand sagt (vermutlich) nicht, dass da eine Sinnesempfindung ist, und deshalb muss es vorher einen Gegenstand da draußen gegeben haben. Ich sehe den Tisch jetzt. Also ist die Anwendung der Kausalität zur Erklärung unsinnig. Naturwissenschaftlich wissen wir natürlich, dass wir nicht den Gegenstand sehen, wie er jetzt ist, sondern so wie er vor wenigen Millisekunden gewesen sein mag. Aber der unmittelbare Verstand darf sicherlich nicht als Wissenschaftler vorgestellt werden. Er konstruiert eine gegenständliche Welt, die unmittelbar gegenwärtig ist.

Drittens gibt es Verstandesoperationen, die für die Wahrnehmung erforderlich sind, aber noch schwerer mit dem Kausalitätsbegriff zu beschreiben sind. Ich denke an Gestaltwahrnehmung. Wir können in Farbflecken oder Strichen Gestalten erkennen, z.B. einen Kreis oder ein Dreieck. Dazu gehört eine komplizierte Verarbeitung der Sinnesempfindungen. Dies zeigt sich bei Menschen mit Gehirnschäden, die zur Gestaltwahrnehmung insgesamt oder in Teilbereichen nicht mehr fähig sind.⁸ Schopenhauer thematisiert diese Leistungen nicht, aber sie sind für die Wahrnehmung unverzichtbar. Aber man kann nicht sagen, dass der Kreis die Ursache für die Farbflecken ist oder umgekehrt. Wir erkennen die Gestalt, aber sie ist kein Gegenstand

⁸ Siehe Beispiele bei Oliver Sacks

in der Welt, der etwas verursacht. Ebenso ist es, wenn wir in einem Text Worte erkennen können. Die Worte sind nicht die Ursache der Buchstaben oder Linien. Die Buchstaben und Linien sind auch nicht die Ursache der Worte.

Viertens sollte zwischen Kausalitätsgesetz und Kausalitätsprinzip unterschieden werden, worauf z.B. Carl Friedrich Gethmann hinweist: „In diesem Zusammenhang muss man sich allerdings vor Augen halten, dass das Kausalitätsprinzip (»Jedes Ereignis ist als Wirkung einer Ursache zu interpretieren«) – im Unterschied zu den Kausalgesetzen – nicht das Ergebnis physikalischer Beobachtung und Theoriebildung ist, sondern eine grundlegende methodologische, »meta-physische« Präsupposition der Naturwissenschaften.“⁹ Die Apriorität des Kausalitätsprinzips ist dann nicht überraschend, da es sich dabei nicht um eine Tatsache handelt, sondern um eine Forderung, eine normative Festlegung, die per se nur a priori sein kann. Kausalgesetze sind dagegen beobachtbare Zusammenhänge, die auch anders vorstellbar sein können.

Insgesamt ist der Ansatz von Schopenhauer fragwürdig. Er führt die Kausalität als Prinzip für Veränderungen der empirischen Erfahrungswelt ein, wendet sie aber dann auf die Konstituierung von Gegenständen an. Er hätte statt dessen die Kausalität gleich mit der Beziehung zwischen Sinnesempfindung und Gegenständen einführen können und sie dann erweitern können auf Beziehungen äußerer Gegenstände untereinander.

Aber plausibler wäre es, wenn Schopenhauer das Prinzip der Kausalität auf Veränderungen in der empirischen Welt beschränkt und das Zustandekommen gegenständlicher Vorstellungen auf andere Weise beschrieben hätte. So sind einige Verstandesfunktionen, die für die räumlichen Vorstellungen verantwortlich sind, rein geometrischer Natur, z.B. die Bestimmung von Entfernungen durch die Konvergenz.

Zellerscher Zirkel und Gehirnparadox

Eduard Zeller hat auf einen Zirkel in Schopenhauers Darstellung hingewiesen (Z S. 85f). Nach Schopenhauer ist die ganze Welt in meiner Vorstellung. Aber diese Vorstellungen werden durch das Gehirn hervorgerufen. Dieses Gehirn ist aber auch nur meine Vorstellung. Wie kann ein vorgestelltes Gehirn diese Vorstellung hervorrufen?

Dieser Zirkel wird auch im Zusammenhang mit den Neurowissenschaften diskutiert und wird Gehirnparadox genannt.

Das Problem ergibt sich, weil Schopenhauer zwei Perspektiven vermischt.

9 S S. 224

Wenn es darum geht, zu erklären, wie Gegenstände konstituiert werden, darf man noch nicht von deren Vorhandensein ausgehen. Es geht darum, aus Sinnesempfindungen Gegenständlichkeit und Realität zu erzeugen, Gegenstände zu konstituieren.

Auf der anderen Ebene geht Schopenhauer von einer vorhandenen Welt mit Gegenständen aus und untersucht deren Verhalten und Wirken.

Zirkelhaft wird es, wenn er sagt, dass der Verstand nach der Ursache der Sinnesempfindungen sucht und sie in Gegenständen sieht. Wenn der Gegenstand erst konstituiert werden soll, gibt es ihn noch nicht, und er kann nicht als Ursache fungieren.

Besonders deutlich wird das Problem bei der ersten von Schopenhauer aufgeführten Verstandesfunktion in der optischen Wahrnehmung. Schopenhauer sagt, dass das umgekehrte Bild der Retina vom Verstand erst umgedreht werden muss. Das Bild ist aber nicht verkehrt. Es ist ein Bild, bei dem es nicht oben oder unten gibt. Deshalb muss auch nichts umgedreht werden. Das Kind lernt erst langsam, dass der Kopf oben ist und die Füße unten. Ob es ein richtig gedrehtes Bild im Kopf hat, kann es nicht feststellen. Das Bild kann erst falsch gedreht sein, wenn wir schon eine Vorstellung von Welt haben und den Kopf an einer Stelle erwarten und die Füße an einer anderen.

Hier wird das Subjekt selbst zum Objekt gemacht. Es wird die Vorstellung vermittelt, dass das wahrnehmende Ich aufrecht im Gehirn sitzt und das Bild falsch orientiert ist. Aber wenn das Ich selber falsch sitzen würde, würde das falsche Bild nicht auffallen.

Bennett und Hacker beschäftigen sich mit einem ähnlichen Problem. Allerdings thematisieren sie nicht eine automatische Verstandesoperation, sondern die Frage, ob man bewusst ein Vorstellungsbild drehen kann. Sie sagen: „mentale Bilder würden im mentalen Raum gedreht usw., dann stiften sie Verwirrung und kultivieren eine durch und durch beklagenswerte Neuromythologie.“ (S S. 41) und an anderer Stelle von der Philosophie „Sie kann erklären, wieso Vorstellungsbilder keine ätherischen Zeichnungen sind und warum sie nicht im mentalen Raum gedreht werden können.“ (S S. 35)

Ausführlicher behandeln sie das Thema in (BH S. 261)

Hier zeigt sich, welche Probleme aus den verschiedenen Perspektiven entstehen. Einerseits ist Schopenhauer Idealist und sieht deshalb die Welt als Vorstellung und das Subjekt als transzendentes Ich, das die Welt in ihrer Form konstituiert.

Andererseits orientiert sich Schopenhauer an der Naturwissenschaft und weiß, dass der Mensch Teil der Natur ist und den kausalen Abläufen unterliegt. Er ist nicht einmal bereit, dem Menschen Freiheit zuzusprechen.

Diese Problematik stellt sich auch in der Körper-Geist-Diskussion in den Neurowissenschaften und der damit befassten Philosophie. Auch hier muss berücksichtigt werden, dass das Gehirn, das für die Vorstellungen verantwortlich ist, selber eine Vorstellung ist.

Lösungsmöglichkeiten für den Zellerschen Zirkel

Es ist ein Fehler, Wahrnehmungen als Bestandteil der Welt anzusehen. Wahrnehmungen können nicht beobachtet werden. Was beobachtbar ist, ist Verhalten. Man kann durchaus sagen, dass bestimmte Verhaltensweisen durch Gehirnprozesse verursacht werden, aber nicht, dass Wahrnehmungen verursacht werden. Es gibt keinen Widerspruch, wenn Verhalten durch Änderungen in der Welt verursacht wird, aber die Welt in unserer Wahrnehmung konstituiert wird.

Diese Ansicht wird von vielen Kritikern eines Reduktionismus in den Neurowissenschaften in ähnlicher Weise vertreten. Sie sagen, dass es verschiedene Sichtweisen gibt, mit denen wir die Welt betrachten. In einer naturwissenschaftlichen Sicht thematisieren wir Gehirne, Neuronen, Synapsen und deren Funktionsweisen. In einer lebensweltlichen Sicht nehmen wir wahr, fühlen, denken und leben. Beide Sichtweisen sind nicht aufeinander reduzierbar. So hat die Naturwissenschaft ihre Wurzeln in unserer Lebenswelt, abstrahiert und idealisiert aber und löst sich durch ihre mathematisierte Vorgehensweise von unserer Alltagswelt ab. Auf der anderen Seite kann man nicht leugnen, dass Gehirnfunktionen für unsere Wahrnehmungen notwendig sind. Diese sind aber nicht hinreichend dadurch erklärbar. Es ist nach Auffassung vieler Autoren nicht einmal absehbar, wie eine Erklärung aussehen könnte. Brigitte Falkenburg schreibt: „Das psychophysische Problem ist heute von seiner Lösung so weit entfernt wie im 17. Jahrhundert. Es kann jetzt nur wesentlich präziser formuliert werden.“ (S S. 44)

Fazit

Schopenhauer versucht, die menschliche Erkenntnis zu beschreiben. Da er zugleich eine materialistische und eine idealistische Sichtweise vertritt, verstrickt er sich in Widersprüche. Allerdings verkennt eine rein materialistische und naturalistische Sicht

das Subjektive. Extreme Neurowissenschaftler leugnen Bewusstsein oder sehen es als überflüssiges Epiphänomen an. Bewusstsein ist danach eigentlich ein Ballast in der Evolution. Ein reiner Idealismus dagegen bedeutet die Gefahr einer Verleugnung von Realität und Intersubjektivität. Reine und unverfälschte Standpunkte bergen die Gefahr, extrem und damit unbrauchbar zu werden.

Allerdings habe ich den Eindruck, dass Schopenhauer in seiner Schrift davon ausgeht, eine schlüssige und klare Theorie zu vertreten. Erst in den drei letzten Teilen von „Die Welt als Wille und Vorstellung“ nimmt er das Subjektive als solches ernst, das nicht in seinen Vorstellungen aufgeht, sondern ein eigenes Wesen besitzt, als Wille.

Dass Schopenhauers Erkenntnistheorie nicht so widerspruchsfrei und in sich stimmig sein kann, wie er meint, müsste sich für ihn eigentlich schon aus dem letzten Teil der Schrift über das Selbstbewusstsein ergeben. Hier sagt er, dass das Selbstbewusstsein sich als Erkennendes nicht selbst erkennen kann, sondern nur als Wille:

„Demnach erkennt das Subjekt sich nur als ein Wollendes, nicht aber als ein Erkennendes. Denn das vorstellende Ich, das Subjekt des Erkennens, kann, da es, als nothwendiges Korrelat aller Vorstellungen, Bedingung derselben ist, nie selbst Vorstellung oder Objekt werden; sondern von ihm gilt der schöne Ausspruch des heiligen Upanishad: Id videndum non est: omnia videt; et id audiendum non est: omnia audit; sciendum non est: omnia scit; et intelligendum non est: omnia intelligit. Praeter id, videns, et sciens, et audiens, et intelligens ens aliud non est.“¹⁰

Das direkte Objekt der Selbsterkenntnis ist das wollende Selbst. Somit ist die Erkenntnis des erkennenden Selbstes immer nur eine indirekte, die auf Schlüsse und Argumentationen angewiesen ist. Eine klare und transparente Selbsterkenntnis ist prinzipiell nicht möglich:

„Nun könnte man aber fragen, woher uns, wenn das Subjekt nicht erkannt wird, seine verschiedenen Erkenntniskräfte, Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, bekannt seien. – Diese sind uns nicht dadurch bekannt, daß das Erkennen Objekt für uns geworden ist, sonst würden über selbige nicht so viele widersprechende Urtheile vorhanden seyn; vielmehr sind sie erschlossen, oder richtiger: sie sind allgemeine Ausdrücke für die aufgestellten Klassen der Vorstellungen, die man zu jeder Zeit, eben in jenen Erkenntniskräften, mehr

¹⁰ G S. 173f. Übersetzung ebenda: „Es ist nicht zu sehen: es sieht alles; es ist nicht zu hören: es hört alles; es ist nicht zu wissen: es weiß alles; und es ist nicht zu erkennen: es erkennt alles. Außer diesem Sehenden, Wissenden, Hörenden und Erkennenden gibt es kein anderes Wesen.“

oder weniger bestimmt unterschied.“¹¹

Auch Neurowissenschaftlern aus der heutigen Zeit stellt sich dasselbe Problem. Gerhard Roth z.B. sieht ebenfalls das Gehirnproblem. Er schreibt, dass wir nur über Wahrnehmungen verfügen und diese nicht mit der Realität, unabhängig von unserem subjektiven Zugang, vergleichen können. Es bleibt uns nur übrig, Wahrnehmungen untereinander zu vergleichen und Ähnlichkeiten zwischen ihnen festzustellen, die auf eine objektive Realität verweisen. Vor allem der Vergleich von unmittelbaren Wahrnehmungen und wissenschaftlichen, normierten Beobachtungen kann zu Überzeugungen von einer verlässlichen, einigermaßen stabilen Welt zu führen. Ferner wären wir längst als Art ausgestorben, wenn unsere Wahrnehmungen keinerlei Bezug zu einer objektiven Welt hätten. Allerdings kann nur eine Ähnlichkeit postuliert werden. Wir nehmen nach Roth nicht wahr, um zu erkennen, sondern um zu überleben. Nicht wahre Überzeugungen sind das Ziel der Wahrnehmung, sondern richtiges Handeln.

„Allerdings stellt die Aussage des kritischen Realisten, der Organismus erfasse in seiner Wahrnehmung vornehmlich dasjenige, was für sein Überleben notwendig ist, einen logischen Zirkelschluss dar.“¹²

„Dies nennt man den erkenntnistheoretischen Zirkel; er verhindert, dass wir die Beziehung zwischen Welt und Wahrnehmung in ihrer tatsächlichen Beschaffenheit, ihrem Wahrheitsgehalt, überhaupt feststellen können.“¹³

Wenn wir sagen, dass unsere Erkenntnisse nicht vollkommen falsch sein können, da wir sonst nicht überleben würden, setzen wir schon Wissen über unser Leben als Organismen und über die Evolution voraus. Nur unter der Voraussetzung, dass unsere Kenntnisse über die Evolution einigermaßen angemessen sind, ist das Argument zugkräftig.

Nicht ganz geklärt ist für mich die Frage, wieweit Schopenhauer sich der Aporien bewusst war. Eine Alternative ist, dass er die Erkenntnistheorie für in sich schlüssig und abgeschlossen hielt gegenüber den anderen Fragestellungen seiner Philosophie. Die andere Alternative ist, dass er wusste, dass seine Erkenntnistheorie nicht als geschlossenes System zu betrachten und nicht von der Willensmetaphysik zu trennen ist. Daniel Schubbe geht davon aus, dass Schopenhauer sich der Aporien bewusst war und sie als

11 G S. 174f

12 Roth S. 74

13 Roth S. 75

Konsequenz mehrerer Perspektiven auf die Welt betrachtete. Schubbe sieht die Aporien als ein Mittel, den Gegensatz von Subjekt und Objekt aufzuzeigen und aufzulösen und auf ein Zwischen als Ort wirklicher Begegnung und intuitivem Erleben hinzuleiten, in dem das Subjekt nicht das Objekt vorstellt, sondern das Andere oder den Anderen kontemplativ, mitleidend, lebendig erlebt und mit ihm kommuniziert.

„Die Aporie bei Schopenhauer als Denkfigur verstehen zu lernen, heißt, den Fokus nicht nur auf das Feste und Absolute der Positionen zu richten, sondern vielmehr einen Horizont im Blick zu haben, wo dieses Feste und Absolute in eine Bewegung zurückgebettet werden kann, die ihrerseits nicht als Wechsel von Zuständen zu begreifen ist, sondern aus dem Spannungsbogen einander antwortender Beziehungen zu entfalten ist – eben auf der Suche nach einer Philosophie des Zwischen.“¹⁴

Ich kann auf diese Fragen auf dem beschränkten Raum dieser Arbeit nicht weiter eingehen. Mein Standpunkt zum Problem ist aber, dass die Erkenntnistheorie prinzipiell nicht abgeschlossen und gegen Widersprüche immunisiert werden kann. Sobald dies versucht wird, wird entweder die Welt zu einem unwirklichen Traumbild oder das Subjekt eliminiert.

Der indische Philosoph Shankara geht in seinen Vedanta Sutras, einem Kommentar zu den Sutren des Badarayana im 8. Jahrhundert, auf dasselbe Problem ein. Er bezieht sich in seiner Schrift in Beweisen auf die Veden und die Upanishaden, die auch für Schopenhauer eine Quelle des Wissens waren. Shankara sagt schon in seiner Einleitung, dass alles Wissen, sogar das vedische Wissen, sich auf Unwissen bezieht und dieses voraussetzt:

„Denn ohne die Sinnesorgane zur Hülfe zu nehmen, findet eine Thätigkeit des Wahrnehmens u.s.w. nicht statt; die Verrichtung der Sinnesorgane aber wiederum ist nicht möglich ohne einen Standort [den Leib]; keinerlei Aktion des Leibes aber ist möglich, ohne daß man auf ihn das Sein des Selbstes (der Seele, atman) übertrüge; und ohne daß dieses alles stattfindet, d.h. bei der [von der Leiblichkeit] unabhängigen Seele ist eine Erkenntnisthätigkeit gar nicht möglich. Ohne Erkenntnisthätigkeit aber geht das Erkennen nicht vor sich. Folglich beziehen sich Erkenntnismittel, Wahrnehmung u.s.w. sowie die [erwähnten] Lehrbücher auf den Bereich des im Nichtwissen Beruhenden.“¹⁵

Hier wird gesagt, dass Erkenntnis prinzipiell erfordert, dass die Seele sich mit etwas

14 Schubbe S. 198

15 Shankara S. 4f. Ergänzungen in eckigen Klammern von Deussen.

identifiziert, was sie nicht ist. Diese Täuschung ist die Grundlage aller Erkenntnis. Selbst das vedische Wissen bezieht sich auf diese Täuschung.

Die Täuschung ist somit die Grundlage aller Erkenntnis. Ohne Täuschung kommt eine Erkenntnis nicht zustande. Somit ist jedes Erkennen in sich aporetisch. Eine vollkommen klare Erkenntnis wäre transparent. Sie würde bei sich bleiben, aber nicht in die Welt und zum Anderen hinausreichen.

Und wie bei Schopenhauer spielt der Leib eine wesentliche Rolle. Denn er ist das Zentrum der Täuschung. Die Erkenntnis wird dadurch möglich, dass das Subjekt (Atman) sich mit etwas identifiziert, was es nicht ist, mit dem Körper, der dadurch Leib wird. Leiblichkeit ist Täuschung. In dieser Täuschung treffen Subjekt und Objekt zusammen. Damit ist der Leib ein Zwitterwesen, halb Subjekt, halb Objekt.

Für Shankara ist aber das Ziel nicht, ein Zwischen von Ich und Welt oder von Ich und Du aufzuzeigen, sondern die Identität von Atman (individuelle Seele) und Brahman (Weltseele, Absolutes) klar zu machen. „Tat tvam asi“, „Das bist Du“ heißt nicht, dass eine Verbindung hergestellt werden soll zwischen dem Du und der Welt oder dem Anderen, sondern mit „Das“ ist das Brahman gemeint. Es geht um die Auflösung der Täuschung und das Herausziehen aus der Verstrickung mit der Welt.

Schubbe interpretiert im „Tat tvam asi“ das Wort „das“ als der Andere und damit den Ausspruch als eine Verbindung mit dem Anderen.¹⁶ Ich sehe dagegen in dem Ausspruch eigentlich das Gegenteil. Die Seele ist Brahman, das Eine. Da jede andere Seele ebenfalls Brahman ist, sind wir nicht wirklich verschieden. Dadurch kann Mitleid und Moral entstehen. Aber Mitleid und Moral sind nicht die letzte Stufe, sondern nur Einstellungen im Übergang zur wirklichen Erlösung, der Erleuchtung.

Bei Shankara wird konsequenterweise das vorstellende Denken in seine Schranken verwiesen. „Auch darum darf die bloße Reflexion in einer durch die heilige Überlieferung zu erkennenden Sache sich nicht dagegen erheben, weil Reflexionen, welche ohne die heilige Überlieferung nur auf der Spekulation der Menschen beruhen, als unbegründet sich herausstellen, indem eine solche Spekulation der richtigen Zügelung ermangelt.“¹⁷

Wirkliche Erkenntnis kann nur aus den heiligen Schriften und aus der Kontemplation erwachsen. Das rationale Denken, die Reflexion, kann nur ein korrigierendes Element

16 Schubbe S. 187ff

17 Shankara S. 275

sein. So nutzt auch Shankara in seinen Sutras Argumente und Beweise, aber er sieht sie nicht als Quelle echter philosophischer Erkenntnis, sondern als Werkzeug, um falsche Ansichten und Einwände zu widerlegen. Durchaus zu vergleichen ist diese Ansicht mit der Schopenhauers. Schopenhauer sieht im vorstellenden Denken und der sinnlichen Anschauung nur Werkzeuge des Willens. Echte Einsicht erwächst erst aus Kontemplation, Mitleid und Erleuchtung. Daniel Schubbe benutzt für diese Art der Einsicht das Wort „Besonnenheit“. In diesem Denken spielt die Kausalität nur noch eine untergeordnete Rolle. Sie ist nicht der Begriff, der das Wesen der Welt sichtbar und zugänglich macht. Das vorstellende Denken bleibt für Schopenhauer an der Oberfläche, erst Einsicht, Besonnenheit, Kontemplation und Einfühlung machen ein tieferes und reicheres Verständnis der Welt und des Daseins möglich. Und diese Art des Denkens ist für Schopenhauer der Kunst näher als der Wissenschaft.

Literatur

[G] Arthur Schopenhauer: Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde; Felix Meiner Verlag, Hamburg 1957

Dieter Birnbacher: Schopenhauer; Reclam, Stuttgart 2009

Daniel Schubbe: Philosophie des Zwischen; Königshausen & Neumann, Würzburg 2010

Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, Erster Band, Brockhaus, Wiesbaden 1972

Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, Zweiter Band, Brockhaus, Wiesbaden 1972

Karl R. Popper, John C. Eccles: Das Ich und sein Gehirn; Piper, München 1989

[S] Dieter Sturma (Hrsg.): Philosophie und Neurowissenschaften; Suhrkamp, Frankfurt am Main 2006

Maxwell R. Bennett; Peter Michael Stephan Hacker; A. Gethmann-Siefert: Bewusstsein und Selbstbewusstsein, Fernuniversität Hagen, Kurs 03363

[BH] Maxwell R. Bennett; Peter Michael Stephan Hacker: Die philosophischen Grundlagen der Neurowissenschaften, WBG, Darmstadt 2010

Gerhard Roth: Aus Sicht des Gehirns; Suhrkamp, Frankfurt am Main 2009

Vortrag „Was wir nicht wahrnehmen, obwohl es die Sinne melden“ von Dr. habil. Rainer Wolf und Dorle Wolf am 31.5.2010 an der Leuphana Universität Lüneburg

[Z] Eduard Zeller: Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, Oldenburg: München 1873

Holger Tauer: Stereo 3D, Schiele & Schön, Berlin 2010

Bernard Mendiburu: „3D Movie Making: Stereoscopic Digital Cinema from Script to Screen“, Elsevier, Oxford 2009

Oliver Sacks: Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte, Rowohlt, Reinbeck 1995

Shankara: Die Sutra's des Vedanta, aus dem Sanskrit übersetzt von Paul Deussen, Reprografischer Nachdr. der Ausg. Leipzig 1887